

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 126.

Berlin, Sonnabend den 19. Oktober

1844.

Belgien.

Flämische Märchen.

Vor Jahresfrist wiesen wir auf die große Masse deutscher Brüder hin, die in dem kleinen Belgien wohnen, indem wir Proben aus den damals eben erschienenen niederländischen Sagen von Wolf als die sichersten Beweise für die nächste Blutsverwandtschaft mittheilten, die namentlich klar darlegten, wie im deutschen Niederland das alte Heidenthum mit seinen bezaubernden Elfen und Nixen, mit den auf Erlösung harrenden weißen Frauen, mit den graubärtigen Zwergen und gewaltigen Riesen, mit dem im Sturm dahin brausenden wilden Jäger und all den Gestalten der alten Götterwelt eben so unvergessen sey, wie im deutschen Oberland. Wir begrüßten zugleich freudig die eben stattgefundene Eröffnung der belgisch-deutschen Eisenbahn, als das sicherste Mittel, die so lange vom Herzen Deutschlands losgerissenen Brüder den Pulsschlag der Mutter wieder empfinden zu lassen; und wenn es auch eine Zeitlang schien, als sollten all diese Hoffnungen einer festeren Verbindung nur schöne Träume seyn, so dürfen wir doch jetzt die sichere Zuversicht hegen, daß sie in nächster Zukunft in die Wirklichkeit treten werden, deren großartige Folgen für Deutschland und Belgien unberechenbar sind. Je inniger dann die einmal geschlossene Verbindung werden wird, um so lieber wird man auch dann den verwandten Tönen des Bruderstammes lauschen, der in seiner Primat bedeutsame Anstrengungen macht, sein uraltes Bruderverrecht geltend zu machen, und in Sage, Märchen und Lied wohlbekannte Klänge uns herübersendet. Wenn wir darum zuerst einen Blick auf die belgische Sage, als das sichere und älteste Zeugniß der Verwandtschaft, warfen, so mögen jetzt einige Märchen folgen^{*)}, die mit nicht minder vernehmlicher Stimme verkünden, wie wenig man dort die gemeinsamen Jugendträume vergessen hat.

I. Das Märchen von Dreizehn.

Da war einmal ein Schmied, und der hatte einen Knecht, und der Knecht hieß Dreizehn, der hatte so einen starken Arm, daß der Amboss unter dem Schlage seines Hammers bersten mußte oder brach. Er war unbezahlbar wegen seiner Kraft, denn er konnte so viel schaffen, als dreizehn gewöhnliche Menschen; aber er konnte auch so viel essen, und darum wurde er Dreizehn genannt. Einst rief ihn der Schmied bei Seite und sprach: „Dreizehn, Junge, ich bin allzeit mit dir zufrieden gewesen, du hast mir allzeit als ein braver, getreuer und arbeitsamer Knecht gedient, aber ich habe nicht mehr Arbeit genug für dich und du mußt die Hälfte der Zeit mit gekreuzten Armen dastehen. Du kannst schmieden für dreizehn Mann, und ich habe nur Arbeit für fünf; das wäre noch das Mindeste, aber du kostest mir zu viel Essen. Da, Dreizehn, da ist dein Lohn und noch ein gut Trinkgeld obenein, daß du dir in Geduld einen anderen Dienst suchen kannst.“ Dreizehn nahm das Geld und sprach nichts, aber er wuschte sich mit dem Rücken seiner Hand eine Thräne aus dem Auge und ging ab. Gerade wie er hinaus kam, ging ein Reisender vorbei, der nach einem starken Kerl suchte, um ihn zu mieten. Er sah Dreizehn, und sein Gesicht stand ihm an. „Wie ist dein Name?“ fragte der Reisende. — „Man nennt mich Dreizehn, mein Herr, weil ich so viel esse; aber kann ich viel essen, hab' ich auch viel Kraft.“ — „Das ist's gerade, was ich haben muß“, sagte der Reisende; „wilst du in meinen Dienst treten, so will ich dir zu essen und trinken geben, aber ich muß durch große und schwarze Wälder reisen, und ich rechne auf deine Kraft, um mich vor den wilden Thieren zu beschützen.“ — „Wenn's weiter nichts ist“, sagte Dreizehn, „so glaube ich, daß ihr von mir nicht sollt zu klagen haben, denn ich schlage mit meiner Faust einen Bären wie eine Fliege todt.“ Und Dreizehn trat in den Dienst des Reisenden. Nach langer Reise, während welcher Dreizehn sowohl seine Eßlust als seine Kraft bewiesen hatte, waren sie durch den Wald gelangt, und der Reisende, welcher nun von allen Gefahren befreit war, suchte seines Knechts, der bereits seinen Beutel stark angegriffen hatte, los zu werden. Er dankte ihn deshalb ab, und Dreizehn befand sich aufs neue außer Dienst. Nachdem er lange gesucht hatte, kam er endlich zu einem Bauer, der ihn mietete. Den ersten Abend, da er bei den anderen Knechten des Bauers am Tische saß, sah er so viel, daß für seine neuen Kameraden nur wenig übrig blieb. Sie ertrugen das geduldig und dachten, daß es der weite Gang sey, der ihm so

viel Eßlust gemacht; aber als sie sahen, daß es alle Tage dasselbe Lied war, da thaten sie sich gegen ihn zusammen und suchten ein Mittel, um ihn lebendig oder todt vom Hofe zu bringen. Der Bauer dagegen war sehr zufrieden mit ihm, weil er ausnehmend gut arbeiten konnte, und fing bereits an, daran zu denken, einige seiner alten Diensthöten fortzuschicken. Da sagten einmal die Knechte zu ihm: „Dreizehn, du mußt den Brunnen reinigen, während wir aufs Feld gehen.“ Dreizehn stieg in den Brunnen nieder, und während er emsig beschäftigt war, den Schmutz auszuschöpfen, waren die Knechte still genagt und ließen auf einmal einen großen Mühlstein in den Brunnen niederplumpen. Sie dachten nicht anders, als Dreizehn wäre todt; aber ganz und gar nicht! Der Mühlstein war mit dem Loch ihm über den Kopf gefallen und lag auf seinen Schultern, und Dreizehn that, als ob er nichts gefühlt hätte. Er arbeitete immer fort, ohne einmal aufzusehen, woher wohl die Last möchte gekommen seyn, und als er fertig war, kam er aus dem Brunnen herausgekrochen und rief den Knechten, die sich vor Verwunderung nicht erholen konnten: „Seht doch einmal, Jungen, was für einen schönen Kragen ich um habe!“

Als die Knechte nun sahen, daß sie auf diese Weise seiner nicht los werden konnten, suchten sie ein besseres Mittel. Nicht weit von dem Hofe stand eine Mühle, wohin seit lange schon Niemand zu gehen wagte, weil da Teufel wohnten. „Wart“, sagten sie zu einander, „wir wollen Dreizehn mit einem Sack Korn nach der Mühle senden, da kommt er sicher nicht wieder zurück; denn Alle, die vor ihm dahin gingen, sind da erwürgt worden.“ Gesagt, gethan. Sie riefen Dreizehn und sagten: „Du mußt diesen Sack mit Korn nach der Mühle tragen, um zu mahlen, denn wir haben kein Mehl mehr.“ — „Gut“, antwortete Dreizehn, packte den Sack mit Korn unter seinen Arm und ging nach der Mühle. Aber als er dahin kam, sah er wohl hundert schwarze Köpfe mit Hörnern aus den Löchern liegen, die lachten, als sie ihn von fern kommen sahen. Er war sehr verwundert, so viel Volk auf der Mühle zu sehen, und dachte: „Das ist gut, die Männer sollen meinen Sack heraufholen helfen“, und als er näher kam, rief er: „Jungen, holt mal meinen Sack herauf!“ Aber die Teufel sprachen nichts und rührten sich nicht. „Kommt gleich, mir zu helfen, ihr Laugenichtse!“ rief er, „oder ich werfe den Einen nach dem Anderen von der Mühle herunter!“ Aber die Teufel guckten ihn an, ohne sich zu rühren. Als Dreizehn sah, daß man ihm nicht helfen wollte, ward er böse, setzte seinen Sack auf den Boden und kletterte zur Mühle hinein. Da standen alle die Teufel bereit, um ihn anzugreifen, und starrten ihn mit Augen wie feurige Kohlen an; auch erhoben sie ein höhnedes Gelächter, denn sie glaubten, daß sie bereits im Besitz ihrer Beute wären; aber Dreizehn, der nicht wußte, was Angst war, was nicht faul und packte einen von den Teufeln beim Schwanz. Zuerst schlug er ihn mit dem Kopf gegen einen Balken und dann warf er ihn mit solcher Kraft die Mühlentreppe von oben bis unten hinunter, daß der Teufel den Fuß brach und mit lautem Geheul davonlief. Da wendete sich das Blatt, und all die anderen Teufel, die ihn erst verhöhnt hatten, waren der eine hinter ein Rad, der andere hinter einen Sack gekrochen, und zuletzt war auch nicht einer mehr zu sehen. Aber Dreizehn holte sie wieder hervor, um sein Korn zu malen. Da waren Teufel, die den Sack heraufzogen, andere, die die Mühle in Bewegung setzten, andere, die den Sack annahmen und das Korn mahlen, und eins, zwei, drei! hatte Dreizehn sein Korn und ging nach Hause.

Die Knechte standen ganz stumm, als sie ihn vor dem Heden stehen sahen mit seinem Mehl unterm Arm. Nun wußten sie nicht mehr, wie sie ihn los werden sollten; aber sie strengten nun alle Kräfte an, um seinen Eifer zu übertreffen und ihn aus der Gunst ihres Herrn zu verdrängen.

Da mußten einst Bäume nach dem Hofe gebracht werden, die im Walde gefällt waren. Alle Knechte waren des Morgens früh still mit dem Wagen davon gefahren und ließen Dreizehn schlafen; sie waren schon lange weg, als er erst wach wurde. Als er nun endlich seine Augen aufthat und sah, daß seine Kameraden fortgegangen waren, ohne ihn zu rufen, sagte er zu sich selbst: „Ach! die eifersüchtigen Kerle meinen mir einen Poffen zu spielen und möchten gern mit ihren Bäumen eher zu Hause seyn als ich, aber wart! ich will sie lehren falsch seyn!“ und er stand auf, nahm Pferd und Wagen und fuhr hinterdran. Auf der Hälfte des Weges sieht er bereits die Knechte mit ihrer Braut zurückkehren, hält still, reißt einen Eichbaum aus und legt ihn quer über den Weg. „Laßt sie nun nur kommen“, sagt er und fährt ruhig fort. Als die Knechte mit ihrem geladenen Wagen Dreizehn entgegenkamen und bereits ausrechneten, wie lange es noch dauern würde, ehe er nach Hause käme, da rieben sie ihre Hände und lachten sich ins Häuschen. Aber Dreizehn sagte

^{*)} Aus: Wodana. Museum voor nederduitsche oudheidskunde, uitgegeven door J. W. Wolf. Eerste en tweede aflevering.

nicht ein Wort und verfolgte still seinen Weg. Als er nun seinen Baum aufgeladen hatte und zurück auf den Platz kam, wo er die Eiche über den Weg gelegt hatte, sah er alle die schlimmen Gefellen, welche arbeiteten, daß ihnen der Schweiß vom Leibe troff, um die Eiche aus dem Wege zu räumen. Nun kam das Lachen an ihn, und er hatte reichen Erfaß für den Spott, den sie mit ihm getrieben hatten. Die Knechte dachten, nun können wir doch noch eher zu Hause seyn als Dreizehn, denn er muß uns helfen, den Baum fortzuschaffen, und dann wird's von der Kraft unserer Pferde abhängen, wer am schnellsten fortkommt. Aber Dreizehn bemerkte das und wollte ihnen den Gefallen nicht thun, sondern nahm Pferde, Wagen und Baum auf und setzte Alles auf die andere Seite der Eiche, die er unangerührt liegen ließ, und zog nach Hause.

Da war der Bauer überzeugt, daß Dreizehn's Arbeit allein hinreichend war, um die Pachtung in Gang zu erhalten, und schickte alle seine übrigen Knechte fort. Dreizehn pflügte an einem Tage so viel als dreizehn Knechte in einer ganzen Woche fertig kriegen konnten, er ärndtete so viel wie dreizehn und drosch so viel Korn als dreizehn, aber sein Unterhalt kostete auch dem Bauer so viel, als ob dreizehn Mäuler müßten zufriedengestellt werden, und sein Magen wurde noch täglich unerfättlicher.

Einst sagte der Bauer: „Dreizehn, Junge, geh' und hüte mir die Ferkel.“ — „Ja, Herr!“ antwortete Dreizehn, und zog mit der Herde, die aus dreißig Häuptern bestand, nach der Weide. Da blieb er den ganzen Tag und bekam großen Hunger, denn der Bauer hatte ihm kein Essen mitgegeben und vergaß auch, ihm etwas zu senden. Dreizehn konnte seinen Magen nicht länger zum Schweigen bringen, und fraß all' die Ferkel auf. Als seine Eglust gestillt war, fing ihm das Gewissen an zu erwachen, und er wußte nicht, wie er sich in den Augen seines Herrn entschuldigen sollte. Endlich fand er Rath, pflanzte alle die Schwänze der Ferkel in die Erde und ging nach Haus: „Herr“, sagte er mit betrübtem Gesicht, „da ist ein Unglück vorgefallen, alle Ferkel sind versunken und sehen nicht mehr als mit den Schwänzen aus der Erde heraus.“ Der Herr lief eilig nach der Weide und sah alle die Ferkelschwänzchen, die in die Erde gepflanzt waren. Er ging darauf zu dem ersten und zog mit großer Gewalt an, als ob er das Ferkel aus der Erde holen wollte, aber der Schwanz allein blieb in seiner Hand und er plumpte rücklings über. „Herr, ihr habt dem Ferkel den Schwanz ausgerissen“, sagte Dreizehn, und der Bauer ging zu einem anderen und es begegnete dasselbe, und so ging's die Reihe durch. — „Dreizehn, wir sind ruiniert“, sprach der Bauer, „und wenn du kein Geld in der Hölle bekommen kannst, so kann ich dich nicht mehr beköstigen.“

Dreizehn spannte die Pferde vor den Wagen und fuhr nach der Hölle. Unterweges sah er eine arme Frau, die war beschäftigt, Eichel aufzuraffen. „Warum thut ihr das?“ fragte er. — „Ach, es ist für meinen Esel; ich habe ihm kein ander Futter zu geben, und das arme Thier ist mein Lebensunterhalt.“ — „Wart, da will ich dir helfen“, sagte Dreizehn, sprang von seinem Wagen, packte den Esel beim Schwanz und warf ihn in den Gipfel des Baums, wo er einige Augenblicke zwischen den Zweigen zappelte und dann niederfiel und das Bein brach. Die Frau begann zu seufzen, daß sie nun ihren Esel nicht mehr brauchen könnte, und weinte. „Weine nicht, Frauchen“, sagte Dreizehn, „ich werde dir aus der Noth helfen; warte nur hier auf mich, ich reite nach der Hölle, und wenn ich wiederkomme, werde ich dir Geld geben.“ Die Frau setzte sich an die Seite des Weges, um zu warten, und Dreizehn fuhr mit seinem Wagen fort. Als er an die Thür der Hölle kam, hielt er seine Pferde an und schellte. Es war gerade der Teufel, dem er das Bein gebrochen hatte, der kam, um zu öffnen. „Ach Jungen, Jungen, Dreizehn ist da!“ rief er und lief weg. — „Macht mir gleich die Thür auf“, rief Dreizehn, „oder ich schlage sie ein!“ — „Ja, ja, wir wollen aufmachen, Dreizehn! wenn du uns nichts zu Leide thust!“ — „Ich werde euch nichts zu Leide thun“, entgegnete Dreizehn, „aber ihr müßt mir einen Wagen mit Geld geben.“ — „Ach, wenn's weiter nichts ist, das sollst du sogleich haben.“ Und die Thür der Hölle wurde weit offen gethan. Alle Teufel kamen zugleich gelaufen, jeder mit einem Sack voll Geld, und legten den auf seinen Wagen. Dreizehn war zufrieden und fuhr zurück. Als er zu der Frau kam, die da saß, um auf ihn zu warten, hielt er ihre Schwürze auf und füllte sie mit Geld. „Da“, sagte er, „kauf dir nun einen anderen Esel“, und ging seiner Wege.

Der Bauer und Dreizehn lebten nun einige Zeit mit dem Gelde, was der Letztere nach Hause gebracht hatte; doch er hatte einen solchen Alles verschlingenden Magen, daß zuletzt eine Hungersnoth im Lande entstand. Der Bauer ward arm, aber er wagte Dreizehn nicht mehr fortzuschicken, und wußte nicht, wie er ihn los werden sollte. — „Mach mir mal einen Kessel“, sagte er, „der so groß ist, daß hundert Mann darin arbeiten können, ohne einander zu hören.“ — „Gut“, antwortete Dreizehn, und der Kessel war in kurzer Zeit fertig. — „Nun seh' eine Stadt hinein“, sagte der Bauer, „und trage sie auf jenen hohen Berg.“ — „Gut“, antwortete Dreizehn, und er setzte eine Stadt hinein und ging auf den Berg zu; aber als er an den Fuß des Berges kam, stieß er an einen Maulwurfshügel und fiel. Die Stadt fiel auf ihn und Dreizehn war todt.

Das vorstehende Märchen hat in seinem ganzen Gange die größte Aehnlichkeit mit dem deutschen „der junge Riese“ (Grimm'sche Sammlung Nr. 90, Th. II, S. 23), nur ist das blaemische ausführlicher und hat auch einen Schluß, der dem vom jungen Riesen fehlt. Einzelne Züge desselben finden sich auch in den Volksagen, und so lehrt namentlich der vom Riesen, welcher in den Brunnen hinabsteigt und dem Mühlsteine auf den Kopf geworfen werden, häufig wieder. Dieser ist auch im deutschen Märchen vorhanden (m. vgl. noch Grimm

III, S. 162 ff.), und der Riese sagt, als die Mühlsteine ihm auf den Kopf fallen, man solle doch die Hühner wegzagen, die ihm Sand in die Augen werfen. Bereits die Edda hat in dem Abenteuer Thor's mit Skrymir einen ganz ähnlichen Zug, und der ganze übrige Inhalt des Märchens zeigt sich ebenfalls als uralt, indem er namentlich in seiner deutschen Fassung die unverkennbare Verwandtschaft mit der Sage von Siegfried zeigt. Größere Mythen haben sich ja überhaupt oft in der Gestalt von Volksmärchen bis auf den heutigen Tag erhalten, und wir erinnern nur an ein paar Beispiele, nämlich an die von der Frau Holle, jener weiblichen Gottheit, die sich unter verschiedenen Namen fast in ganz Deutschland im Andenken des Volkes bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat.

England.

Physiologie des britischen Parlaments.

I. Das Unterhaus.

(Fortsetzung.)

Die Mitglieder des Unterhauses haben nicht, wie die französischen Deputirten, eine Amtstracht; sie wohnen den Sitzungen in ihrer gewöhnlichen Kleidung bei. Nur der mover (Antragsteller) und der seconder (Unterstützer) der Adresse, die als Antwort auf die Thronrede bei Eröffnung der Session verlesen wird, erscheinen nach hergebrachter Sitte in Galla-Kleidung, in der Uniform der Armee oder der Marine, oder in dem Kostüm der Grafschafts-Miliz. Wenn das Haus Ihrer Majestät mit einer Adresse oder mit Glückwünschen aufwartet, so erscheinen auch die Mitglieder, welche den Sprecher nach dem Palaste begleiten, in voller Galla (schwarzem Frack, Weste und Kniebändern und schwarzseidenen Strümpfen), und bei diesen Veranlassungen bietet das Haus einen etwas imposanteren Anblick dar als gewöhnlich. In der Regel sind aber die Mitglieder, wie gesagt, in einfacher bürgerlicher Kleidung, indem sich nur der Sprecher und seine drei Schreiber, welche das Protokoll der Verhandlungen führen, durch ihre Perücken und Talare (gowns) unterscheiden und der Sergeant-at-Arms und sein Stellvertreter ein schwarzes Fofkostüm, mit einem Trauerdegen an der Seite, tragen. Ceremonien finden durchaus nicht statt; die einzige Eifette, die man beobachtet, ist die, daß die Mitglieder, wenn sie das Haus betreten oder verlassen, sich gegen den Präsidienstuhl verbeugen oder vielmehr leicht mit dem Kopfe nicken. Bei diesen Gelegenheiten, so wie auch, wenn sie von einem Theil des Hauses nach dem anderen gehen oder eine Rede halten, entblößen sie das Haupt; sonst aber behalten sie den Hut auf oder nicht, wie es ihnen gutdünkt.

Ehe die Uebergabe der Bittschriften beendigt ist, hat die Uhr halb sechs geschlagen — die Zeit, um die gewöhnlich der Premier-Minister in den Saal tritt. Man bemerkt jenen hochgewachsenen Mann, der, einen Arm über die Brust gekreuzt, den anderen unter den Schößen seines blauen Ueberrocks verborgen, schnell durch den Saal schreitet. Er verbeugt sich mit Anstand gegen den Sprecher und nimmt seinen Platz in der Mitte der Schachzammer-Bank, neben dem Staats-Secretair des Innern. Seine Züge verrathen Sorge und Erschöpfung, als ob die Pflichten seines Amtes ihn bei Tage schon genug in Anspruch nähmen, ohne daß es noch der Strapazen einer nächtlichen Parlaments-Sitzung bedürfte. Er ist, was die meisten Frauen und auch viele Männer einen schönen Mann nennen würden; seine Züge sind regelmäßig, seine Haut ist weiß, sein Haar blond, seine Kleidung weder nachlässig noch stutzerhaft, sondern gentlemännisch. Wer ihn nicht könnte, würde ihn für einen wohlhabenden Kaufmann, einen reichen Fabrikherrn oder namhaften Banquier halten; sein Benehmen nähert sich mehr dem Wesen der höheren Bürgerklasse, als dem der Aristokratie. Dieser Mann ist Sir Robert Peel, der Premier-Minister von England.

Ja, da sieht er, der mächtige Staatsmann, und wir können nicht umhin, ihn recht scharf ins Auge zu fassen. Nicht, daß er sich in physischer Beziehung von Leuten gewöhnlichen Schlages unterscheidet; er ist weder ein Riese Goliath noch ein Villiputaner, und weder in dem Blick noch in den Mienen des ehrenwerthen Baronets ist tiefe Staatskunst zu lesen. Er ist ein einnehmender Mann, dessen Gesicht wie ein Empfehlungsschreiben wirkt — das ist Alles, was sich über ihn sagen läßt. Einen solchen Mann würden wir in einer Postkutsche oder auf dem Verdeck eines Dampfboot's aussuchen, um uns während der Reise mit ihm zu unterhalten, und im voraus überzeugt seyn, daß er uns freundlich entgegenkommen werde.

Sobald der Premier-Minister seinen Sitz eingenommen, wird die Ruhe hergestellt und eine gewisse Ordnung macht sich im Hause bemerkbar. Jetzt beginnen die Mitglieder der Reihe nach die Fragen oder Interpellationen per-zuzählen, die sie an den sehr ehrenwerthen Baronet, der an der Spitze der königlichen Regierung steht, zu richten haben. Ein hübscher, wohlgekleideter, etwas stutzerhafter Mann von jugendlichem Ansehen, oder wenigstens nicht so alt, als man es von Jemanden vermuthen würde, der seit einem Vierteljahrhundert eine hervorragende Rolle auf der politischen Bühne gespielt hat — ein Mann, mit einem Wort, der das edle Selbstvertrauen zeigt, welches starke Geister zu charakterisiren pflegt *) — erhebt sich von der Oppositionsbank und beginnt eine Rede über die Angelegenheiten von Serbien, oder Scinde, oder irgend einen anderen, auf die auswärtigen Verhältnisse bezüglichen Gegenstand. Indessen erregt die Sache kein besonderes Interesse, es sey denn, daß sie mit

*) Wahrscheinlich ist hier Lord Palmerston gemeint.

Fragen von ungewöhnlicher Wichtigkeit verknüpft ist; in diesem Fall ertönt von den hinteren Bänken der Oppositions-Seite der Ausruf: „Hört! hört!“

Der Premier-Minister erhebt sich mit bedächtiger Miene und nimmt unter allgemeinem Stillstehen das Wort. Er spricht etwas weitschweifig und in einem eigenthümlichen Styl; denn obgleich er die Rede seines Vorgängers erwiedert, nimmt er sich wohl in Acht, sie zu beantworten. Er ist nur dann mit seiner Auskunft freigebig, wenn er nichts zu sagen hat, und obgleich seine Antworten zuweilen etwas unklar und geheimnißvoll erscheinen, so ist seine Sprache doch tadellos. Wie wenig man auch mit dem Inhalt seiner Mittheilungen zufrieden seyn mag — an der Weise, wie er sie giebt, ist auch nicht das Mindeste auszusetzen. Er wiegt jede Sylbe, die er ausspricht, da er wohl weiß, daß sie auf den Flügeln der Presse durch das Land eilen wird und daß ein leichtes Wort ihm schwere Verantwortlichkeit aufbürden könnte. Wenn er es für zuträglich hält, die Frage weitläufig zu erörtern, so thut er es; hegt er aber nur den geringsten Zweifel an der Rathsamkeit einer ausführlichen Antwort, so begnügt er sich mit nichtsfagenden Ausflüchten und leeren Phrasen, die er jedoch in einer so verführerischen Weise vorbringt, daß seine Gegner sich unmöglich beleidigt fühlen können.

Frage folgt auf Frage, und zwar fast immer von den Oppositionsbänken an die Minister gerichtet, von denen ein jeder das beantwortet, was sich auf sein spezielles Departement bezieht; denn es ist zu bemerken, daß kein Minister je etwas von dem Geschäftsgang seines Kollegen zu wissen scheint. Ueberhaupt ist es eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Schatzkammerbank, daß sie sich nur ungern dazu bewegen läßt, die verlangte Auskunft zu erteilen. Zuweilen ist sie nicht hinlänglich über den Gegenstand unterrichtet, worüber das ehrenwerthe Mitglied befehrt zu seyn wünscht; zuweilen will sie sogleich die nöthigen Untersuchungen anstellen und dem Hause das Resultat ohne Aufschub mittheilen. Im Fall, daß wichtige oder unwichtige Dokumente gefordert werden, vermeidet die Schatzkammerbank stets bis zum letzten Augenblick, sie auf die Tafel zu legen. Bald heißt es, daß es sich nicht mit den Interessen des Staates vertrage, diese Papiere jetzt bekannt zu machen; bald versichert man — und mit seinen Versicherungen ist das Ministerium sehr verschwenderisch — dem ehrenwerthen Dokumentenjäger, daß, sobald die Aktenstücke gedruckt sind, man gewiß nicht säumen werde, ihren Inhalt der „versammelten Weisheit“ des Hauses vorzulegen. Nachdem man diese und viele andere Fragen aufgestellt und mit großer Höflichkeit beantwortet hat — denn die Schatzkammerbank ist immer sehr höflich und artig — sind die vorläufigen Geschäfte des Hauses beendet, und die vertagte Debatte, die man zwar auch zu den Geschäften zählt, die aber in der That nur die mühsamste Nichtsthuerei ist, die man sich denken kann, wird nun wieder vorgenommen. Dieses geschieht in der Regel durch einen politischen Strohmann, einen hirnlosen Schwäger, der nur dazu berufen scheint, mit seinen endlosen Plattitüden die Zeit auszufüllen. Ein solches „nützliches“ Mitglied des Hauses steht pflichtgemäß aus, nicht mit dem Kopf gegen den Präsidentensstuhl — husket — räuspert sich — brummt einige unzusammenhängende Worte — husket abermals, betrachtet wohlgefällig den thurmhohe Aktienstoß, den er neben sich aufgestapelt hat, und beginnt seine Rede, während die Schnellreiber in der Galerie auf einmal die Federn niederlegen, eine Priße nehmen und sich mit einander zu unterhalten anfangen.

Man kann nach dieser Bewegung in der Reporter-Galerie beurtheilen, was man von dem Redner zu erwarten hat, der jetzt „auf den Beinen ist“, und dessen flache, ausdruckslose Physiognomie, glattgeschorener Kopf, untersekte, tölpelhaftige Gestalt und eintönige Stimme, die nur mit dem Brummen einer Sackpfeife zu vergleichen ist, die Versammlung mit den traurigsten Ahnungen der ihr bevorstehenden Langweile erfüllen. Die dummdreiste Entschlossenheit, die sich in seinem Gesichte, seiner Stimme, seinem ganzen Wesen abspiegelt, zeigt uns deutlich, daß er es auf eine zwei- bis dreistündige Rede abgesehen hat. Die größere Hälfte der Mitglieder ergreift die Flucht; aber da es sich angeblich um eine Debatte von einiger Wichtigkeit handelt, so sind die Minister Anstands halber gezwungen, auf ihren Plätzen zu bleiben — und man kann jetzt auf einen Blick wahrnehmen, daß diese hohen Beamten ihre Gehalte nicht umsonst beziehen. Sie drehen und krümmen sich in ihren Sätzen, als ob die Bank von glühendem Eisen wäre; bald schreiben sie Briefe oder Billets, wozu sie sich der Kniee als Schreibepult bedienen, bald öffnen sie kleine grüne und rothe Kästchen mit goldenen Schlüsseln, die an ihrer Brustkette befestigt sind, bald lesen sie Depeschen oder unterhalten sich leise mit einander. Der Premier-Minister lehnt sich unterdessen auf seine Bank zurück, indem er die Augen nur mit Mühe offen hält, so sehr er sich auch bestrebt, den Schein eines aufmerksamen Zuhörers anzunehmen. Es ist sichtbar, daß er nur im Fleisch, nicht aber im Geiste da ist.

Umsonst! Der Schwäger plarrt ohne Unterbrechung fort; die Schnellreiber murmeln Flüche zwischen den Zähnen, die Mitglieder in den Seiten-Galerien rollen sich ein Kissen unter den Kopf und strecken sich der Länge nach hin, um die Beredsamkeit ihres ehrenwerthen Mitbruders zu verschlafen, deren narzotische Kraft die ganze Versammlung ansteckt. Das Haus wird heiß und schwül; Jeder fühlt sich erschöpft und in einer schlaftrigen Abspannung, wie man sie in den Hundstagen empfindet, wenn es sowohl dem Geiste als dem Körper an Beschäftigung fehlt. Unser Freund hat die Zeitung von einem Ende bis zum anderen durchgelesen; er erklärt nunmehr, daß er es nicht länger aushalten könne, und bittet mich, ihm zu folgen. Wir schlüpfen

durch eine Seitenthür zum Saale hinaus, und nachdem wir einige Treppen hinaufgestiegen und mehrere labyrinthartige Gänge durchschritten haben, finden wir uns in einem geräumigen, aber schlecht möblirten und gemein aussehenden Speisesaal oder Kaffeehaus. Dieses Lokal wird vorzugsweise von Mitgliedern des Parlaments besucht, die, auf Tischen und Stuhlsetzen sitzend, sich von ihren Anstrengungen ausruhen, indem sie Beefsteaks oder Karbonade verzehren, Wein oder Cognac mit Wasser trinken und sich ohne Zurückhaltung der Gemüthlichkeit und dem Frohsinn überlassen, den gute Speisen und Getränke so leicht hervorrufen. An Geschäfte — parlamentarische Geschäfte nämlich — wird nicht gedacht; man hört nur von Zeit zu Zeit die Frage, ob der Esel, der Dummkopf, die Plaudertasche, der Maulaffe u. s. w. u. s. w. — mit welchen Ehrentiteln man den oben erwähnten Redner bezeichnet, ohne das gewöhnliche Beiwort („damned“) zu vergessen — noch immer fortfährt. Eine bejahende Antwort ist das Signal, mehr Wein oder Cognac mit Wasser zu fordern, oder sich nach dem Rauchzimmer oder dem Theezimmer zu verfügen und dort zu bleiben, bis der unerträgliche Schwäger mit seinem Gewäsche zu Ende ist. (Schluß folgt.)

Polen.

Der Frohdienst der großen Welt.

In Lemberg ist unter dem Titel: „Kleinstädterei“ eine Schrift erschienen, welche, wie man glaubt, von dem im Sommer vorigen Jahres verstorbenen Grafen Dunin-Borkowski herrührt, und die, weil sie in ihrem Geburtslande theils großen Beifall fand, theils bestige Anfechtungen erfuhr, so weit bekannt geworden, daß auch viele deutsche Blätter über das Interesse und den Werth des polnischen Buches ihre Stimme abgegeben haben. Wir halten es dieserhalb für interessant, eine deutsche Probe dieser Schrift, deren zweiter Band sich gegenwärtig zu Breslau unter der Presse befinden soll, unseren Lesern mitzutheilen.

Dritte Visite.

(Der Frohdienst der großen Welt.)

„Du bist mir noch eine Erklärung schuldig, Karl; was heißt Frohdienst der großen Welt?“

„Was die große Welt und was der Frohdienst im Allgemeinen ist?“ versetzte Karl. „Wenn es dem lieben Gott schon also gefallen, daß unsere arme Erde zwei Welten tragen soll, eine kleine und eine große, die beide aus Wesen bestehen, welche einander ziemlich ähnlich sind, so muß es auch deutliche Zeichen für diesen Unterschied geben. Ich habe mich in beiden Welten umgesehen, und fand in beiden lauter menschliche Gestalten, aber oft thierische Neigungen. Die Thiere der großen Welt haben erst seit kurzem angefangen, die Thiere der kleinen Welt für Menschen anzusehen: ehemals spannte man sie an den Pflug und verkaufte sie auf den Märkten. Vielfältigen Bitten und Vorstellungen der Philosophen ist es erst gelungen, eine andere Meinung hervorzurufen. Die große Welt hält ihre Gegenfüßler heute wenigstens für Menschen geringerer Gattung, und statuirt einen Unterschied wie zwischen Porzellan und Japence. Sie sieht mit den Augen jenes Reisenden, der von den Pferden unserer Landleute sagte: „C'est une espèce des animaux qu'on appelle konia.“ Ich weiß, daß ich in der großen wie in der kleinen Welt behaarte Köpfe und Kinne, und Augen, Mund und Nase an derselben Stelle gesehen habe; zwar sieht bei der großen Welt zuweilen die Nase nicht zwischen den Augen, sondern in der Tasche; trotzdem behaupten aber die Kenner, daß sich die große Welt von der kleinen schon durch ihre bloße Aeußerlichkeit unterscheidet. Wie unsere Polen unter Ausländern einander schon an Gesicht, Gang und Geberde erkennen, so kennt sich die große Welt schon von weitem am Geruch, an der Miene, am Knix. Zur Bezeichnung dieser Unterschiede wurden gewisse Ausdrücke eingeführt, als: eine herrliche Gestalt, edle Züge, nobler Gang, imponirendes Auge, ein versprechendes Aeußere u. s. w. Wenn man solche Zeichen in der kleinen Welt vorfindet, wundert man sich, wie sie dorthin gekommen! Abgesehen von den äußeren Unterschieden, giebt es auch noch innere, die aber auch nicht moralisch, sondern ebenfalls wieder körperlich sind, wie die Geburt. Die eine Welt nennt sich groß; denn sie besteht aus lauter Großen, — große Ahnen, große Geldsäcke und große Bildung! Um nun zur großen Welt zu gehören, muß man wenigstens von Adel seyn, obgleich es da nun verschiedene Grade giebt, und die Hochgeborenen und Erlauchten die bloß Hochwohlgeborenen über die Achseln ansehen und dieselben nur so toleriren, wie man in manchen Ländern die Juden tolerirt. Daber übernehmen denn auch diese Hochwohlgeborenen, wenn sie sich darauf verstehen, sich zu insinuiren, bei ihren hohen Gönnern alle mögliche Dienste; sie trippeln, wedeln, schmeicheln, warten auf, belustigen, rapportiren, lassen sich auslachen und hänseln. Ein normaler Hochwohlgeborener kennt das ganze Inventarium seiner Pflichten auswendig.

Daß alte Abkunft oder Verwandtschaft mit hohen Familien einen hohen Werth hat, daß dadurch Race gebildet wird, die sich zu erkennen giebt am Bau ihres Gesichts, lehrt uns nicht nur die große Welt in ihren Phrasen, sondern auch Herr Jarosł Bejla in seinen vermischten Skizzen, welche unlängst gedruckt wurden. Ehe jedoch diese Aufgabe vollständig gelöst seyn, ehe ein ukrainischer Lavater diese verjährtten Ideen der Feudalzeit in ein Ganzes gebracht und daraus eine exakte Wissenschaft geschaffen haben wird, bleiben wir noch immer bei der Geschichte stehen, daß oft genug ein tatarischer Knecht oder ein finsterner Sejdul erlauchte Racen gezeugt hat. —

*) Dieses Portrait scheint eine Karikatur des bekannten Parlaments-Mitgliedes Herrn Joseph Hume zu seyn, der sich durch seine unendlich langen Reden über finanzielle Gegenstände auszeichnet.

Unter der Erziehung der großen Welt versteht man die erhabene Haltung des Körpers, willigen Gehorsam gegen die Fesseln der Etikette, Reiz in Gang und Tanz, den man Grazie nennt; vor Allem aber die Fähigkeit, fließendes Französisch zu sprechen. Fügen wir noch Musik und Gesang bei den Frauen, bei den Männern Liebhaberkunst und Kartenspiel hinzu, und bei Beiden Kofetterie, so haben wir Ideale der großen Welt. Solche Erziehung ist ein Eintrittsbillet in dieselbe, sollten auch rückwärts der Geburt einige Dunkelheiten und Zweifel mit unterlaufen. Jedoch dürfen die Letzteren sich nicht so öffentlich ausdrücken, wie Andere, sondern müssen ihr gutes Geschick verschweigen; denn es ist etwas Anderes, in der großen Welt aufgenommen werden, als zu ihr gehören, etwas Anderes, ein ofulirter Ast seyn, als eine tiefeingewurzelte vielhundertjährige Eiche; dabei wird das reine Blut, wenn es gleichem gegenüber ist, stets sanft und still fließen, aber es braust in fremder Gegenwart, wenn das gemischte Blut etwa zu vertraut wird, wenn auch sein Inhaber noch so glatt französisch spricht. Wenn nun zwar auch der Besitz dieser beiden Eigenschaften den Weg in die große Welt bahnt, so öffnen sich ihre Thore doch weit eher dem Gelde. Warum sollte es auch nicht der passendste Schlüssel für jene Thore seyn, da für Geld Alles zu erlangen ist, was die große Welt erheischt, Alles, woraus sie besteht? Um so mehr, da die große Welt selbst in einem ewigen Handel begriffen ist und ihre Waaren auf dem Markte stets zum Kaufe anbietet. Der Menschenhandel hat auf den Küsten Afrika's schon aufgehört, aber in der großen Welt dauert er noch fort. Wozu ehemals die Barbarei zwang, das thut die vornehme Erziehung jetzt freiwillig, und es giebt keine Barbarei mehr. Ehemals verkaufte Einer den Anderen, jetzt verkauft Jeder sich selbst. Geld ist das Loosungswort der großen Welt; es empfängt die meisten Büdlinge, die süßesten Gesichter, den wärmsten Händedruck, Freundschaftlichkeiten und Dienstleistungen. Die vornehme Abkunft karrefirt wohl auch das Geld oft, fühlt aber dennoch ihre Ueberlegenheit und seufzt bei dem Gedanken, daß sie so manches Mal den Abkömmlingen aus Israel ein freundliches Antlitz zeigen muß. Sie tröstet sich jedoch in diesen Fällen mit der philosophischen Idee einer allgemeinen Brüderschaft, und indem sie zeigen will, wie gut sie sich auf die Dinge versteht, nennt sie den Geldmann mit gleichgültigem Achselzucken einen parvenu. Der äußere Schein der großen Welt ist sehr lochend, und sein Hauptrequisit ist Glanz. Ihre Räume sind glänzende Salons, ihre Personen glänzen durch den Ruhm ihrer Vorfahren, oder durch ihre äußere Politur, oder die Klarheit ihrer Haut, oder durch den Schimmer ihres Metalls, oder durch Alles dieses zugleich. Wahrscheinlich hat das Streben, sich mit so vielfältigem Glanze zu umgeben, jene alte Idee zur Grundlage, welche in den Gräbern Lampen anzünden ließ, um darauf hinzuweisen, daß dort die Residenz der Finsterniß sey, welche erleuchtet werden müsse, ehe die Fackel der Erkenntniß sie erbelle und alles andere Licht überflüssig mache. Unter allen Glanzarten der großen Welt ist der Glanz des Blutes der höchste. Er hat verschiedene Grade und Nuancen; es giebt eine gute, hohe, schöne, mittelmäßige und gemischte Abkunft u. s. w. Um die Klarheit des Blutes richtig zu beurtheilen, reicht es jedoch nicht aus, seinen Namen zu kennen, es ist vielmehr unumgänglich notwendig, zu wissen, wer der Stammvater ist? Das alte und reine Blut, die erste Nummer, eine besondere Klarheit hat, räumt Jeder ein; für die übrigen Gattungen gehören seine Kenner. Es dient ihnen die äußerst wichtige Wissenschaft der Heraldik. Wie im alten Bande das Blut Abel's zu Gott rief, so ruft jetzt aus allen Winkeln das Blut der großen Welt zu den Herausgebern der Wappenbücher. Es sendet ihnen seine Denkmäler, seinen Stammbaum, und oft als Zugabe ein geheimes Nöthchen: „Mach' mich um hundert Jahr älter, die und jene Episode kann wegbleiben, das waren die Verirrungen einer leichtsinnigen Jugend, füg' auch einige Petmans, einige Wojewoden, Kastellane und ein paar berühmte Siege hinzu.“ Eine geringere Blutforte trübt oft die bessere durch gegenseitige Vermischung; oft wird jene aber auch von der letzteren gehoben, besonders wenn dieser der Glanz edlen Metalls zu Hülfe kommt. — Dieses sind die geselligen Requisite, welche zum Eintritt in die große Welt befähigen. Wer solche Qualifikation nicht besitzt, gehört zur kleinen Welt. Es giebt auch noch Amphibien, die in beiden Elementen leben. Sie existiren periodisch, bald im Glanze, bald in der Stille ihrer eigenen Häuser, worin sie eine große Welt für sich bilden, indem sie für den Sommer gewissermaßen absterben, wie die Schwalben im Winter. — Es giebt auch noch solche, welche die große Welt Auswüchse nennt; denn obgleich sie in ihr aufgewachsen sind, gehören sie doch nicht zu ihr, akkommodiren sich nicht ihren Forderungen, erfüllen nicht ihre Pflichten, verrichten nicht ihren Frohdienst, ertragen nicht die freiwillige Knechtschaft, und wollen lieber bloß Menschen, als Menschen einer müßigen und lächerlichen Gesellschaft seyn.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Moskitoküste, eine deutsche Kolonie. Mit wahren Vergnügen ersehen wir aus der Haude- und Spener'schen Zeitung vom 17. Okt., daß die wegen Anlegung einer deutschen Kolonie an der Moskitoküste nach Amerika gesandte Kommission mit den befriedigendsten Nachrichten zurückgekehrt sey. Diese Küste ist sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht zur Begründung einer neuen europäischen Kolonie viel geeigneter als das ungesunde und von einer demoralisirten, aus Nord-Amerika verjagten Horde über-

schwemmte Texas. Die Moskitoküste hat nicht von den berühmten, dort gar nicht einheimischen Moskitos (großen Mücken), sondern von den ihr gegenüberliegenden kleinen Eilanden, die man entweder wegen ihrer Gestalt und großen Zahl „Fliegen“ (Moscos, Mosquitos) oder auch wegen der sie bewohnenden Moscos-Indianer so benannte, ihren Namen. Es gehört diese Küste zum Staate Honduras, welcher einer der fünf Staaten ist, in die 1839 die Föderativ-Republik von Central-Amerika zerfiel. Das eigentliche Honduras und die Moskitoküste bilden die beiden am atlantischen Ocean gelegenen, kleineren Schenkel eines ungleichen Dreiecks, welches das Mittelglied zwischen Nord- und Süd-Amerika ist und dessen breite Basis am Stillen Meere gelegen. Die Spanier gaben diesem über 15,000 Quadrat-Leguas großen Dreieck mit seinen Nesten und Auswüchsen den Namen Guatimala von dem indianischen Worte Quauhchimollan (mit Bäumen bedeckt), welcher Name jedoch jetzt nur dem Centralstaate mit der gleichnamigen Hauptstadt zukommt, außer welchem und Honduras auch noch die Staaten San Salvador, Nicaragua und Costa-Rica bis vor fünf Jahren die centro-amerikanische Föderativ-Republik bildeten, welche im J. 1821 ihre Unabhängigkeit von Spanien erklärte. Der Bluefield-Fluß trennt die sogenannte Moskitoküste von Nicaragua, welcher letztgenannte Staat bekanntlich mit dem Projekte umgeht, das Atlantische mit dem Stillen Meer durch einen Kanal oder doch mindestens durch eine Eisenbahn zu verbinden. Auf mehreren Landkarten ist die Moskitoküste als britisches Besitztum angegeben; dies ist jedoch ein Irrthum, da England zwar das Territorialrecht auf den sogenannten Honduras-Holzdistrikt mit dem Hauptort Balize seit dem J. 1670 geltend macht, dieser jedoch von dem übrigen Honduras und insbesondere von der Moskitoküste völlig abgefordert liegt und eigentlich zu Yucatan gehört. Im J. 1821 versuchte es der Schotte Macgregor, in diesen Gegenden ein Reich Popais zu gründen, welchen Namen er nach den kupferfarbigen Popais, einem schönen und gutmüthigen Indianerstamme, der ungefähr 30,000 Köpfe zählen soll, gewählt hatte, doch widerlegte sich dem die damals noch über einen Theil von Columbien herrschende spanische Regierung, weshalb auch sein übrigens verständiger angelegter Plan von keiner europäischen Regierung unterstützt wurde und wieder zerfiel. Gegenwärtig herrscht in Honduras allerdings ein Indianer-Häuptling, Namens Ferrara, doch gehört dieser, so wie der ganze Stamm der ihm untergebenen Taucas, dem Christenthum an^{*)}, welcher Stamm mit den Indianern von Mexico, deren Beschreibung wir kürzlich mitgetheilt (Nr. 116 u. ff.), große Aehnlichkeit hat und stets mit den Engländern in friedlichem Verkehr stand, wiewohl er ein unverföhlicher Feind der Spanier ist. Sehr leicht dürfte daher auch, wenn die Unterhandlungen von einem tüchtigen Stück Geld unterstützt würden, woran es den dortigen Regierungen immer gebricht, eine deutsche Niederlassung mit Unabhängigkeits-Rechten an dieser Küste zu begründen seyn. Hoffentlich haben die von dort zurückgekehrten Reisenden Nachrichten mitgebracht, die nicht bloß Obiges bestätigen, sondern auch noch über Manches, worüber man in Europa bisher im Unklaren ist, namentlich über das Verhältniß von Honduras zum General Morazan, der im Gegensatz zu dem in Guatimala gebietenden Centralisten-General Carrera, noch viele Anhänger in den einzelnen Föderativstaaten haben soll, befriedigende Auskunft geben. Ueber das gesunde Klima, so wie über die große Fruchtbarkeit dieses Theiles von Central-Amerika herrscht bereits seit langer Zeit kein Zweifel mehr; namentlich die Fruchtbarkeit übertrifft noch die der gegenüberliegenden Antillen. In einigen Gegenden ändert man jährlich viermal und kann das Zuckerrohr schon zwölf Monate nachdem es gepflanzt ist, geschnitten werden, während es auf den Antillen erst achtzehn Monate nach seiner Anpflanzung reif dazu ist. Das Land hat Ueberfluß an Färbholzern (Campêche), so wie an Mahagoni und anderen edeln Nugholzarten, ferner an Indigo, Cochenille, Gelbwurz, Baumwolle, Kakao, Vanille, Gummi und Harzen aller Art.

— Prof. Mitscherlich und der Stein der Weisen. In der Revue de Paris vom 3. Okt. liest man: „Ein Chemiker von großem Rufe, Herr Mitscherlich aus Berlin, befindet sich seit einigen Tagen in Paris. Am vergangenen Montag wohnte er der Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei, deren korrespondirendes Mitglied er ist. Er zog dort allgemein die Aufmerksamkeit auf sich, denn er hat einen sehr schönen Kopf, was immer etwas Seltenes ist, selbst unter Gelehrten. Man hätte ihn gern sprechen gehört, er trug jedoch einem Mitgliede auf, bei der Akademie sein Dolmetsch zu seyn. Durch Vermittelung desselben hat nun die gelehrte Körperschaft eine überaus merkwürdige Erscheinung kennen gelernt. Herr Mitscherlich weiß in seinem Laboratorium die Natur zu reproduziren. Er hat Mineralien vorgezeigt, die denjenigen, welche auf geheimnißvolle Weise im Schoß der Erde sich bilden, vollkommen gleich sind. Da die Wissenschaft die seltenen Mineralien so geschickt hervorzubringen weiß, so wird sie wohl auch bald das Mittel finden, Edelsteine zu machen, und eines schönen Tages wird irgend ein Chemiker aus seinem Schmelztiegel einen Diamanten vom schönsten Wasser und brillantesten Feuer hervorgehen lassen.“^{**)} Dann wird das große Werk keine Chimäre mehr seyn, denn der Stein der Weisen, weit davon entfernt, diejenigen zu ruiniren, die ihn suchen, wird sie vielmehr bereichern.“

^{*)} Nach einigen Berichten ist Ferrara ein Sambo, d. i. ein Mischling von Neger- und Indianerblut.

^{**)} Jean Paul's Nikolaus Moritz hat das bekanntlich früher schon gekonnt; leider ist jedoch die Kunst wieder verloren gegangen.